

KORNELIA RAPPE-GIESECKE

Kommunikative Supervisionsforschung

Ein praxisnahes Design

Man kann bei der Erforschung von Supervision wie auch von Beratungs- und Therapieformen grundsätzlich zwei Richtungen unterscheiden, die *Wirkungsforschung* und die *Erforschung von Programmen*, nach denen Professionals arbeiten. Während erstere Richtung in der Regel die Funktion hat, die jeweilige Beratungsform zu legitimieren, hat die zweite Richtung zum Ziel, zu beschreiben, wie sie funktioniert. Ihren Sinn findet die zweite Art von Forschung darin, Supervision besser lehr- und lernbar zu machen und die professionellen Standards normativ beschreiben zu können. Mich interessiert hier die zweite Richtung.

Wenn man sich die *Forschungsdesigns* ansieht, die Supervisoren, wie auch die Therapeuten, Balintgruppenleiter etc. wählen, um ihre eigene Methode zu beforschen, so stößt man auf das seltsame Phänomen, daß hier eher traditionelle Verfahren der empirischen Sozialforschung, quantitative aber auch qualitative Verfahren gewählt werden, die von ihren Zielen und ihren Wertvorstellungen her dem praktischen Handeln der SupervisorInnen diametral entgegengesetzt sind. Allen diesen Forschungsrichtungen ist gemeinsam, daß sie von einer einseitigen Beobachtung des Erforschten durch den Forscher ausgehen und nicht von einer wechselseitigen Beeinflussung. Sie akzeptieren Erkenntnisgewinnung nur auf dem Weg der Umweltbeobachtung, huldigen dem Ideal des einsamen Beobachters, machen eine klare Trennung zwischen PraktikerInnen und ForscherInnen und untersuchen nur manifeste, nicht aber latente Strukturen.¹ Supervision hingegen beschäftigt sich nicht nur mit beobachtbaren Phänomenen, sondern in der Regel mit den latenten Strukturen¹ von Beziehungen, Organisationen etc. Sie gewinnt ihre Erkenntnisse hauptsächlich durch Selbstbeobachtung und Selbstreflexion und weiß um den Wechsel der Rollen von Beobachtern und Beobachteten, d.h. zwischen SupervisorInnen und Beratenen. Unseres Erachtens sollte das Forschungssystem den gleichen Grad an Komplexitätsverarbeitung gewährleisten wie das System, das man untersuchen will und annähernd gleiche Wertvorstellungen vertreten.

Will man die Programme sozialer Informationsverarbeitung, die Supervisorinnen und Supervisoren in ihren Settings anwenden untersuchen, so muß die *Forschung* u.E. folgende *Merkmale* aufweisen:

- Die Forschung muß als sozialer Erkenntnisprozeß organisiert sein, d.h. sie kann nur im Team erfolgen.
- Forschung muß als Kommunikation zwischen Untersuchten und Untersuchenden angelegt sein.
- Erkenntnis muß sowohl durch Selbst- als auch durch Fremdverstehen gewonnen werden.
- Die Erhebung effektiver Daten, die Analyse von Spiegelungen und die Nutzung von Gegenübertragungspänomenen sind konstitutive Merkmale des Forschungsprozesses.
- Kommunikative Sozialforschung ist auf technische Aufzeichnungs- und Speichermedien angewiesen.

- Sie geht davon aus, daß sich im Mikrokosmos kleinster Interaktionssequenzen der Makrokosmos der Gesprächs- und Interaktionsstrukturen zeigt. Sie kann deshalb auch mit geringen Datenmengen auskommen, wenn diese, z.B. bei dem Untersuchungsziel, professionelle Standards von Supervision zu rekonstruieren, von den elaboriertesten Vertreterinnen und Vertretern der Zunft stammen (master modelling). Statistische Verfahren ohne Mikroanalyse lehnt die kommunikative Sozialforschung ab. Die andere Konsequenz aus dieser Setzung ist, daß aus der Makroanalyse z.B. von Fallbearbeitung in Supervisionsgruppen zugleich Erkenntnisse über die Mikrostruktur individueller Fälle zu gewinnen sind. Mikro- und Makroanalyse sollten sich im Forschungsprozeß abwechseln. In dem Maße, in dem der Forschungsprozeß als Gespräch gestaltet wird, findet unmittelbar eine Beeinflussung aller Beteiligten - auch der untersuchten PraktikerInnen - statt. Im Idealfall gibt es einen Wechsel von pacing und leading zwischen ForscherInnen und PraktikerInnen. Folgt der Forscher oder die Forscherin zunächst den PraktikerInnen zuhörend und aus der Position des »Laien« heraus, so tritt er oder sie in der nächsten Phase aktiv und strukturierend auf, indem er oder sie die Hypothesen erläutert und zur Diskussion stellt.
- Die Überprüfung der Ergebnisse erfolgt in einem beständigen Rückkopplungsprozeß zwischen PraktikerInnen und ForscherInnen.

Wir haben diese Grundgedanken und die wichtigsten Axiome dieser Forschungsrichtung in unserem Buch: »Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung« ausgeführt². Ihre Wurzeln liegen in der ethnomethodologischen Tradition, der Konversationsanalyse, in der Aktionsforschung, wie sie u.a. von Lewin begründet wurde und dem Balintschen »Trainingcum-Research-« Ansatz. Das Vorbild für die Entwicklung der Settings der kommunikativen Sozialforschung war für uns die Supervision, insbesondere die Kontrollsupervision.¹ Supervisionen sind selbstreflexive Institutionen, die prinzipiell immer zwei Funktionen besitzen:

»Entweder sie zielen darauf ab, durch Aufklärung über die Programme oder Programmkonfusionen der Praktiker deren professionelle Arbeit zu verbessern, oder sie wollen diese Programme in mehr oder weniger allgemeiner Form nicht für den speziellen Klienten, sondern für ein größeres Publikum von Kollegen, Praktikern und Wissenschaftlern ausbuchstabieren. Wohlgemerkt: Supervisionen haben immer beide Funktionen, forschende Beschreibung und Beratung mit Selbsterfahrungsanteilen, aber sie können sich unterschiedliche Schwerpunkte setzen.«³

Zwischen einer *Forschung* in dem eben skizzierten kommunikationswissenschaftlichen Sinne und einer *Beratung* gibt es nach meiner Erfahrung *kaum strukturelle Unterschiede*. Sowohl der Einstieg in Organisationen, sei es nun zum Zwecke der Forschung oder der Beratung, weist die gleiche Dynamik auf. Öffnet sich das System für den Forscher? Zu wem bekommt man Kontakt? An wen kommt man nicht heran? Was inszeniert die Organisation mit Externen? Wie muß sich der Forscher bzw. Berater typisieren, um anschlussfähig zu sein usw.? Geheimhaltung, Verschwiegenheit und Abstinenz sind Themen bei der Datenerhebung und bei der Datenrückkopplung, z.B. die Frage, an wen welche Informationen gehen. Betreibt man die Forschung im selbstreferentiellen Sinne, so bedarf es eines Forscherteams, das seine Gegenübertragungsreaktionen analysiert, Spiegelungen untersucht und diese Daten zum Verstehen des untersuchten Systems nutzt. Unerlässlich ist es natürlich aus forschungsethischen und aus Gründen des praktischen Nutzens, die Daten rückzukoppeln. Hier stehen die Forscherinnen vor dem gleichen Problem wie die SupervisorInnen: Wollen die Untersuchten bzw. Beratenen ihre Erkenntnisse wirklich hören und wer will sie hören? Für die ForscherInnen stellt sich dann, genau wie für die Supervisorinnen, das Problem, wie man Erkenntnisse über latente Strukturen von Systemen an diese Systeme zurück vermittelt und ob sie wirklich etwas damit anfangen können. Die untersuchten Organisationen fragen sich, ob sich die Investitionen in die Forschungs- oder Beratungsarbeit ausgezahlt haben und

ob Sie etwas von den Erkenntnissen umsetzen können und wollen. Supervisorische Elemente sind für die Analyse des Einstiegs in ein zu beforschendes System, bei der Datengewinnung, bei der Selbstanalyse des Forschungssystems und bei den Rückkopplungsgesprächen mit der beforschten Institution m.E. unerlässlich für die Gestaltung der kommunikativen Beziehung. Soviel in skizzenhafter Form zur Verbindung zwischen Supervision und Kommunikativer Sozialforschung.

Ich möchte abschließend ein Setting für *praxisnahe Supervisionsforschung* vorstellen. Unter »praxisnaher Supervisionsforschung« verstehe ich ein Supervisionssetting, in dem die Beteiligten zunächst weitgehend ihre typischen Rollen beibehalten, in dem dann aber einzelne Phasen expandiert werden und zeitweise ein Setting eingeführt wird, in dem die beteiligten SupervisorInnen den Standpunkt einer Forscherin oder eines Forschers einnehmen. Diese Vorstellung entspricht den Grundgedanken von Michael Balint⁴. Die Balintgruppenarbeit, d.h. die Supervision mit dem Schwerpunkt auf Beratung ist eigentlich nur ein Nebenprodukt von Balints Vorhaben gewesen, Fallbesprechungen als Forschungsmethode zu nutzen, um die praktische Tätigkeit des Arztes zu untersuchen. Sein Ziel war Professionsentwicklung, in dem Sinne, daß die auf Organmedizin eingestellten MedizinerInnen zu solchen werden sollten, die die PatientInnen ganzheitlich, d.h. gleichermaßen auf Psyche und Soma hin behandeln können. Das von ihm entwickelte Setting der Training-cum-Research-Gruppen kann man natürlich auch für die *Professionsentwicklung* der Supervisorinnen und Supervisoren nutzen.

Das Setting einer solchen Forschungssupervision könnte so aussehen: Supervisorinnen und Supervisoren, die einiges an praktischer Erfahrung mitbringen, schließen sich zu einer Kontrollsupervisionsgruppe unter Leitung einer erfahrenen Supervisorin oder eines erfahrenen Supervisors zusammen, die oder der in kommunikativer Sozialforschung geschult ist. Sie setzen sich ein Ziel, z.B. zu erforschen, mit welchen professionellen Programmen man in der Supervision von Teams oder von anderen Gruppierungen in Organisationen, wie z.B. Abteilungen, Projekten etc. arbeiten kann. Die Arbeitsweise entspricht zunächst vollständig der einer klassischen Kontrollsupervision. Man wählt einen Fall aus und bearbeitet ihn in der üblichen Weise durch die ersten Phasen der Normalform der Fallarbeit, die wir in unseren kommunikationswissenschaftlichen Analysen rekonstruiert haben, hindurch⁵. Die Aufgabe der Fallbearbeitung: »Versuch, die Bedeutung des Erlebnisses des Erzählers für das professionelle Handeln der Teilnehmer zu klären« wird expandiert. Man versucht aus dem Einzelfall heraus Maximen für das professionelle Handeln von Supervisoren zu ziehen. »Welche Antworten gibt uns dieser Fall auf unsere Frage, mit welchen professionellen Programmen wir Teamsupervision durchführen wollen?« In dieser Phase ist die Leitung gleichberechtigt mit den Teilnehmerinnen, alle sprechen von ihrer Position als Supervisorinnen und Supervisoren aus. Eine solche Gruppe müßte über einen längeren Zeitraum arbeiten, die Sitzungen müßten auf Tonträger aufgezeichnet werden. Wenn man die personellen und finanziellen Möglichkeiten dazu hat, sollten diese Sitzungen vollständig transkribiert werden, ansonsten lediglich ausschnittsweise.

In gesonderter Auswertungssitzung vollziehen sowohl die Gruppenmitglieder als auch die Leitung einen Standpunktwechsel von der SupervisorIn zur ForscherIn. Die Gruppe analysiert ausgewählte Stellen aus ihren Sitzungen, die transkribiert vorliegen unter Hinzuziehung der Tonaufzeichnung. Diese Auswertungssitzung sollte erneut aufgenommen werden. Im Gegensatz zu den sonstigen Supervisionssitzungen muß hier ein klare Trennung zwischen Datenbasis und Interpretation dieser Daten stattfinden. Was den einzelnen auffällt, welche Gegenübertragungsreaktionen sie haben, welche Affekte, antwortenden Gefühle in ihnen ausgelöst werden, erweitern die Datenbasis. Wie man von diesen verschiedenen Daten zu Interpretationen kommt, muß im Sinne eines wissenschaftlichen Herangehens dokumentiert werden. SupervisorInnen müssen in der Regel, wenn sie unter Handlungsdruck stehen, diese Schritte, die sie hier methodisch kontrolliert auseinanderhalten müssen, in rascher Abfolge und kaum voneinander trennbar vollziehen. Hier wird es die Aufgabe der

Leitung sein, methodisch kontrolliertes Arbeiten einzuführen. Dies kann nur dann gelingen, wenn die Leitung selbst solche Verfahren wissenschaftlichen Arbeitens beherrscht. Unterstützend könnte eine Forschungswerkstatt sein, in der SupervisorInnen, die solche Forschungssupervisionen anleiten, mit KommunikationswissenschaftlerInnen dieses Vorgehen trainieren. Ich halte diese Form für einen guten Einstieg für SupervisorInnen, die noch wenig Erfahrung mit kommunikativer Sozialforschung haben.

Der Vorteil dieses Settings der Forschungssupervision liegt auf der Hand. Die Motivation der TeilnehmerInnen wird erhöht, weil es nicht nur um Kontrollsupervision, sondern auch um Forschung geht, die einen Beitrag für die Entwicklung der Profession leisten kann. Zum anderen werden in diesem Setting alle Vorteile der Supervisionsmethode, was Selbstreflexivität, Erkennen von latenten Strukturen etc. anbetrifft, genutzt, um zu Ergebnissen zu kommen, die gegenstandsadäquat sind, was ihre Tiefe und Komplexität angeht. Dieses Verfahren wurde von einer von uns untersuchten Kontrollsupervisionsgruppe erfolgreich praktiziert⁶.

Was das Verhältnis von Forschung und Supervision anbetrifft, so denke ich, daß wir einmal die Forschung dringend brauchen, um unsere professionellen Standards beschreiben zu können. Zum anderen ist die Öffnung der Supervision gegenüber der angewandten Sozialwissenschaft, wie z.B. der kommunikativen Sozialforschung, zur Erweiterung ihres eigenen Methodenarsenals notwendig, wenn sie Organisationen beraten will⁷. Die dort geforderte tendenzielle Aufhebung der Trennung zwischen Forschung und Beratung wird eine Bereicherung für beide Seiten darstellen.

Anmerkungen

1. vgl. dazu Giesecke, Michael und Rappe-Giesecke, Kornelia: Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung, Frankfurt, Edition Suhrkamp 1997, insb. Abschnitt: »Die Interpretative Sozialforschung als Alternative zur teilnahmslosen Verhaltensbeobachtung?«, S. 34-38 und »Von der Beratungs- zur Forschungssupervision: Schlußfolgerungen zum Theorie-Praxis-Problem«, S. 676-679.
2. vgl. ebd. den Abschnitt: »Die wichtigsten Axiome der kommunikativen Sozialforschung«, S. 41-49.
3. ebd., s. 676.
4. Balint hat dieses Setting in seinem Aufsatz: »Die Struktur der »Training-Cum-Research«-Gruppen und deren Auswirkung auf die Medizin« (im Jahrbuch der Psychoanalyse 5, S. 125-146) und seinem Buch: Der Arzt, sein Patient und die Krankheit (Stuttgart 1976; englisch 1964) beschrieben.
5. Bei unseren kommunikationswissenschaftlichen Untersuchungen von Supervisions- und Balintgruppen haben wir ein Muster rekonstruiert, das Fallbearbeitungen in psychoanalytisch orientierten Supervisionsgruppen zugrunde legt. Die von uns sog. »Normalform der Fallarbeit«. Die einzelnen Phasen dieses Ablaufs habe ich zunächst in: Rappe-Giesecke, Kornelia: Supervision - Gruppen- und Teamsupervision in Theorie und Praxis (Berlin, Heidelberg, New York, Springer Verlag 1994; in Abschnitt 5.2.1, S. 119f) dargestellt und dann gemeinsam mit Michael Giesecke 1997 in Abschnitt 4.1: »Die Normalform der Falleinbringung in Supervisions- und Balintgruppen: Erzählen selbsterlebter professioneller Interaktionen« (S. 259-299) beschrieben. Eine tabellarische Übersicht über die Phasen findet sich auf S. 414f.
6. Eine der von uns untersuchten Gruppen war eine Kontrollsupervision mit Lehrsupervisoren und -supervisorinnen, die sowohl die Funktion der Kontrolle als auch die der Beforschung von Supervision hatte. Das Setting dieser Gruppe wird in Giesecke und Rappe-Giesecke 1997 (S. 30-43) beschrieben.

7. Diese Forderung, Sozialwissenschaft und Beratung zu verknüpfen, stellte Peter Fürstenau schon 1970 in seinem Aufsatz: »Organisationsberatung - ein neuer Zweig angewandter Sozialwissenschaft« (in der Zeitschrift Gruppendynamik 2, S. 219-233). Praktiziert wird diese Idee auch in der Society for Organizational Learning, die Peter Senge begründet hat, um in einer Gemeinschaft von Forschern, Beratern und Praktikern aus Organisationen die Theorie und die Praxis der lernenden Organisation weiterzuentwickeln. Die Vorgängereinrichtung dieser Institution, das Center for Organizational Learning, beschreiben Kofman und Senge in: Gemeinschaften voller Engagement: Das Herz der lernenden Organisationen (in: Fatzer, Gerhard (Hg.): Organisationsentwicklung und Supervision: Erfolgsfaktoren bei Veränderungsprozessen EEP, Köln 1996, S. 149-179).

In: Berker, Peter und Buer, Ferdinand: Praxisnahe Supervisionsforschung: Felder – Designs – Ergebnisse. Schriften der Deutschen Gesellschaft für Supervision. Votum Verlag Münster 1998, S. 237 - 242